Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editorieller Betrachtung.

Englands politische Lage.

Aus London wird geschrieben: Die Erörterungen über die politische Lage in England betreffen nach wie vor die vorgeschlagene Konferenz zurEinigung über eine reformatorische Veränderung der Konstitution des Oberhauses zwischen den beiden großen Parteien. Obgleich es sicher ist, daß die Leiter der liberalen und unionistischen Partei übereingekommen sind, eine solcheKonferenz einzuberufen und somit dieAussichten auf Frieden verstärkt sind, so ist dieser Friede doch bei weitem noch nicht gesichert, und es ist durchaus noch eine offene Frage, ob eine zufriedenstellende Lösung des schwierigen Problems gefunden wird. Es darf nicht vergessen werden, daß nur die beiden großen Parteien dem Gedanken einer Konferenz freundlich gegenüberstehen, und wenn diese auch eine zahlenmäßige Majorität besitzen, so sind die Sozialisten und Nationalisten dennoch nicht so gering an Zahl, daß ihre Stellungnahme nicht schwer ins Gewicht fiele. Beide Parteien haben aber deutlich erklärt, daß sie keinen Kompromiß wünschen. Die Haltung der irländischen Nationalisten ist von ihrem Standpunkte aus folgerichtig und leicht zu verstehen. Ihnen ist es in erster Linie um die Home Rule zu tun und sie stimmten für Mr. Lloyd Georges Budget unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Differenz mit dem Oberhause zu einem scharfen Ende führten, und hofften, daß dadurch die Machtbefugnisse der Lords so beschnitten würden, daß sie unfähig seien, ihr Veto gegen eine nochmalige Home Rule-Vorlage einzulegen. Selbst wenn dieses Resultat nicht in nächster Zukunft erreicht werden könnte, so würde doch enie Beschränkung des Einflusses der Lords die nationalistischen Wähler in Irland ermutigen und die Partei desMr.Redmond würde ihre hervorragende Stellung in der grünen Insel aufrecht erhalten. Wenn jedoch ein Kompromiß herbeigeführt werden sollte, so wird wieder einmal die Home Rule-Frage in eine sehr ungewisse Zukunft hinausgeschoben und die irländischen Abgeordneten müssen zu ihren Wählern mit leeren Händen zurückkehren. Sie haben durch ihre Stimmabgabe das Budget durchgedrückt, an dem den Liberalen viel, den Irländern aber sehr wenig lag. Der Preis für den Dienst, den sie den Liberalen erwiesen, bleibt aber unbezahlt. Es ist daher nur natürlich, daß sie in ihrem eigenen Interesse nach besten Kräften sich bemühen, einen Erfolg der Friedenskonferenz zu verhindern.

Die Gründe der Sozialisten sind anderer Art, aber nicht minder wichtig für die eigene Partei. Gegenwärtig verdanken sie ihre Bedeutung demUmstande, daß sie einen starken und oft entscheidenden Einfluß in der liberalen Partei ausüben können, weil die Streitfrage wegen des Oberhauses eine künstliche Schranke zwischen den gemäßigten Liberalen un dden gemäßigten Unionisten errichtet hat. Käme einKompromiß zustande, so wäre diese Schranke zu einem großen Teile hinweggeräumt und in vielen Wahlkreisen würden Unionisten und Liberale sich vereinen, um gemeinsam die Sozialisten zu bekämpfen. Diese Gefahr ist für die englischen Sozialisten um so bedeutsamer, als in der breiten Masse des englischen Volkes recht unklareBegriffe über Sozialismus herrschen, dessen Anhänger noch immer als blutdürstige Umstürzler angesehen werden, etwa wie auf dem Kontinent vor einem Vierteljahrhundert. Aus diesen Gründen erklären sich die heftigen Angriffe, die Mr. Snowden und Mr. Ramsay McDonald gegen die vorgeschlagene Konferenz gerichtet haben, sie wissen, daß ihre Partei durch das Zustandekommen viel zu verlieren, aber nicht das geringste zu gewinnen hätte.

Du sollst nicht begehren.

Infolge der von Senator Gore erhobenen Beschuldigungen über betrügerische Ausbeutung der Choctaw-Indianer und des angeblichen Versuches, ihn mit fünfzigtausend Dollars zu bewegen, daß er seine Kenntnis der Transaktionen nicht vor die Oeffentlichkeit bringe, hat sich der Kongreß veranlaßt gesehen, zwei Untersuchungskomitees einzusetzen, eines vom Senat, das andere vonseiten des Hauses, die in der nächsten Session berichten sollen; inzwischen sind alle Kontrakte, die dabei in Betracht kommen, in der Schwebe gehalten worden. Nach des Senators Angaben sind nicht nur die mit den Indianerstämmen abgeschlossenen Landkontrakte schamlose Uebervorteilung der Indianer, sondern auch die Advokatenfirmen, die von ihnen mit der Vertretung ihrer Interessen betraut urden, haben sie mit unverschämten Gebührenrechnungen schamlos über das Ohr gehauen. Außerdem sind den Indianern noch Kommissionsgebühren in der Höhe von zehn Prozent berechnet worden, die sich im ganzen auf drei Millionen belaufen würden.

Die Indianer haben willig bezahlt, was von ihnen gefordert wurde, weil sie den Wert der geleisteten Arbeit nicht zu schätzen wissen. So soll die Advokatenfirma Mansfield, McMurray und Cornish von ihnen $750,000 erhalten haben; Robert L. Owen $208,738; Filtelburg, Nagel, Kirby by & Smith $149,324; Marion C. Butler und John Vaille $144,511; Scarritt und Cox $96,340; R. V. Belt $80,283; W. H. Robeson $72,255; James K. Jones $48,176. Man wird zu erwarten haben, daß die genannten Advokaten den Vorwurf übermäßiger Kostenanrechnung mit Entrüstung zurückweisen, denn über die Gebühren besteht keine fachmäßige Bestimmung. Wenn Korporationsanwälte Hunderttausende von Dollars beziehen, oft nur dafür, daß sie ihre Fähigkeiten zur Disposition stellen, warum soll eine so reiche Gesellschaft, wie diese Indianerstämme sie bilden, nicht auch nach Kräften zahlen müssen? Ein Argument, das bei den Berufsgenossen jedenfalls gelten wird. Auftraggeber waren der Unternehmer McMurray und Geschäftsteilhaber, die den kolossalen Wert des Besitzes der Stämme, durch summarische oder individuelle Kaufverträge um ein Billiges zu erwerben beabsichtigten.

Es wäre nicht das erste Mal, daß die Indianer auf solche Weise um Millionen wertes Besitztum gebracht worden wären, und wenn die Regierung nicht durch ihr Indianerbureau einigermaßen Kontrolle ausüben könnte und außerdem nicht eine freiwillige Vereinigung zur Wahrung der Rechte der Indianer (Indian's Rights Association) ein wachsames Auge darüber hätte, wäre von dem ursprünglichen Landreichtum der Indianer kein Stück mehr übrig.

Skandalöse Ausbeutung hat es schon genug auf diesem Felde gegeben und in der Regel nach derselben Methode. Da sind Tausende von Indianern, die nicht wissen, was ihr Besitz wert ist und von einfacher und regelmäßiger Geschäftstransaktion keine Ahnung haben; auf der anderen Seite ein Syndikat vonUnternehmern, die genau wissen, wie viel sich aus dem Wald, den Kohlenfeldern und den Erdölquellen herausschlagen läßt; und dazwischen gewöhnlich eine Firma in der Nachbarschaft ansässiger Advokaten, die sich darauf versteht, wie man Unterschriften unter Dokumente erzielt, von deren Inhalt und Bedeutung die Unterzeichner nicht den richtigen Begriff haben können, weil sie in der Schule praktischen Geschäftslebens nicht gewitzigt worden sind. So ist es auch hier gewesen und Senator Gore hat der Lage gemäß durchaus richtig gehandelt. Wenn die Kongreßkomitees der Sache gehörig auf den Grund gehen, wird in diesem Fall — und auch fernerhin — schwindelhafter Ausbeutung der Indianerstämme vorgebeugt sein.

Zentral-Amerika und der Panamakanal.

Zwei Dinge lassen sich nicht leugnen: daß die Amerikaner da unten in Panama Wunder vollbracht haben und daß der Haß — verstärkt durch Furcht — ihrer lateinischen Brüder voll begründet ist. Die Amerikaner haben aus den beiden fieberverpesteten Sumpflöchern am Atlantischen und Pazifischen Ozean, aus Colon und Panama, menschenwürdige Städte gemacht und die Verderben bringenden Moskitos gründlich ausgerottet.

In Panama steht der Kleinhandel inBlüthe, namentlich in Panamahüten. Die werden nämlich überhaupt nicht in Panama gemacht, sondern etliche Tagereisen — zu Maulesel natürlich — entfernt, hoch oben in Ecuador. Was nicht hindert, daß jeder Tourist sofort auf die Suche nach „Panamahüten" geht und sie auch findet — es gibt kaum einen Laden, wo sie nicht ausliegen, ob nun Seife, Fleisch oder Schokolade die sonstigen Verkaufsartikel sind. Natürlich sind die Hüte dabei kaum billiger als in Berlin. Aber — man ist eben in Panama.

Colon, an der atlantischen Seite, ist weniger lebhaft; doch, wie gesagt, leben läßt es sich auch dort, und sehenswerth ist der ganze Distrikt. Und dennoch, es sind nur sehr wenige Zentralamerikaner, die denen vom „Norden" Dank wissen. Alle, die ich gesprochen habe in Columbia, Costa Rica und Nikaragua, geben ohne weiteres zu, daß der Handel sämmtlicher Zentralländer gehoben, das Land an der pazifischen Seite der Republiken erst jetzt den richtigenWerth erhalten wird. Aber — es ist ein großes Aber — die Franzosen hätten den Kanal beenden sollen. Oder aber Deutsche. Alles, jeder — nur nicht die verhaßten „Yankees"!

Wenn man mit irgendeinem Einwohner Englisch spricht, bleiben die sonst so beweglichen Mienen ernst, fast apathisch. Sagt man ihnen aber: „Ich bin ein Deutscher!" so verzieht sich sein Gesicht zu einem breiten, freudigen Lächeln, er streckt seine Hand aus. Er freut sich! Nicht, weil er einen Deutschen vor sich hat, sondern — weil es kein Nordamerikaner ist.

Dieser Haß ist nicht nur politischen Ursprungs. Wäre es nur das, ließ er sich über kurz oder lang vielleicht überbrücken. Aber es hat noch einen anderen Grund. Obwohl der Zentralamerikaner durchaus nicht Spanier genannt werden will, ist er es dennoch, in einer Beziehung wenigstens. In seinem Stolz! Der Durchschnittsamerikaner dagegen, der den Ausländer — und nun gar erst den Lateiner — schon an nd für sich nicht für vollwerthig ansieht, verwechselt den dunklen Bewohner des Isthmus gar zu gern mit dem Neger. Das amerikanische Sprichwort wird hier zur Tatsache: „All Coons look alike to me." — Alles, was schwarz ist, scheint mir dasselbe. Und so sondert er sich ab, blickt auf sie herab, fühlt sich als Herr. Beim ersten Versuch, die Nationen zusammen hausen zu lassen oder sonstwie zusammenzubringen, wäre die Arbeit am Kanal unmöglich; Italiener, Jamaikaner, Eingeborene auf der einen Seite, „Weiße" auf der andern. In der Kanalzone hat amerikanische Findigkeit sogar einen niedlichen Ausweg gefunden. Die Arbeiter bekommen „Silber"- und „Gold"-Kontrakte. „Gold" hat den doppelten Werth wie Silber. Ein Arbeiter, der 40 Dollars die Woche „Silber" verdient, hat Anspruch auf nur 20 Dollars Gold. Es ist natürlich nur eine Wortklauberei, aber — alles, was nicht „weiß" ist im nordamerikanischen Sinne, wird mit Panama-Gold — also Silber — bezahlt. Die Kontrakte der Nordamerikaner lauten auf heimisches Geld, also Gold. Was zur Folge hat, daß selbst an Zahltagen die Leute nicht zusammenkommen. Ueberall auf der ganzen Strecke, auf jeder Station der Kanalzone sieht man dieselben Baracken: „Hier Silberzahlung", „Hier Goldzahlung".

Dazu kommt die politische Situation. Wenn der Kanal fertig ist, werden die VereinigtenStaaten versuchen, Zentral-Amerika unter ihre Kontrolle zu bringen. Nicht etwa annektieren; nein — nur kontrollieren. Davon ist jeder Zentralamerikaner fest überzeugt. Man wünscht nie einen Herrn, und nun gar, von ihrem Standpunkt, solch einen Herrn! Und aus diesem Gefühl heraus wehren sie sich. Aus diesem Gefühl hat Costa Rica die amerikanische Anleihe abgelehnt, obwohl es Geld so sehr nötig hat. Aus diesem Gefühl heraus wünschen sie fremde, möglichst deutsche Bankinstitute da unten. Der neue Präsident von Costa Rica wäre nie gewählt worden — er hatte die allergeringsten Chancen — wenn die Nordamerikaner nicht plötzlich für seinen Gegner Partei ergriffen hätten. Das brachte das gesammte Volk sofort auf die andere Seite.

Zentral-Amerika fürchtet nicht, von dem großen Bruder im Norden aufgefressen zu werden. Es fürchtet nur seine „vitalen Interessen" in seinem Lande. Und deshalb möchte es diese „vitalen Interessen" nicht noch mehr entwickelt sehen. Und mancher denkende Mensch da unten würde herzlich gern auf die Wohlthaten — es sind Wohlthaten — des Panama-Kanals und der Monroe-Doktrin verzichten, wenn er sich dadurch Uncle Sam vom Halse schaffen könnte.

Oskar T. Schweriner.

In guter alter Zeit.

Vor der Errichtung der Posten und Umspannungen legten die deutschen Fürsten, wie alle männlichen Personen vornehmen Standes, ihre Reisen zu Pferde zurück, während die Damen sich in Sänften oder karrenartigen Wagen befördern ließen. In alter Zeit waren die Klöster die bevorzugten Herbergen der Großen, wo sie auf gastliche und willkommene Aufnahme rechnen durften. In späteren Jahrhunderten wurde bei größeren Reisen durch vorausgeschickte Fouriere für Quartier und Bewirthung gesorgt, häufig gehörten zum Reisedienst fürstlicher Personen auch reichgefüllte Küchen- und Kellerwagen. Wenn es sich um besonders feierliche Gelegenheiten, wie Fahrten zu einem Fürsten- oder Wahltage oder einer Krönung oder um eine Zusammenkunft mit einem anderen gekrönten Haupte handelte, waren die Reisen der Fürsten zuweilen mit ungeheuren Kosten für sie selbst und sehr schweren Lasten für ihrelnterthanen verknüpft. Als Kaiser Leopold im Jahre 1665 nach Tirol reiste, um die Huldigung des Landes entgegenzunehmen, bestand sein Gefolge aus 2000 Personen und 1500 Pferden.

Auf der Reise, die der prachtliebende Kurfürst Friedrich III., der spätere erste König von Preußen, im Jahre 1690 zurErbhuldigung nach dem Herzogthum Preußen unternahm, mußten bei jeder Umspannung tausend Pferde bereit stehen. Ueberall, wohin der Kurfürst kam, fand er in seinen Gemächern sein eigenes Mobiliar vor. In denjenigen Orten, die nicht geräumig genug waren, um den ganzen Hof zu beherbergen, hatte man bretterne Häuser erbaut. Aber wie üppig es auch auf dieser Reise zuging, so wurde sie doch durch die beispiellos prächtige Krönungsfahrt des verschwenderischen preußischen Monarchen vollständig in den Schatten gestellt. Am 17. Dezember 1700 trat der Hof die Fahrt nach der Hauptstadt des neuen Königreiches an, auf Wegen, die bei ungünstiger Witterung als gänzlich unfahrbar galten. Zu der Reise gehörte nicht geringerer Mutd als zu einem Kriegszuge, meint Friedrich Förster, der Biograph Friedrich Wilhelm I. Es ging diese Reise durch die Brüche der Oder und die Niederungen der Weichsel mitten im Winter. Obwohl sämmtliche Pferde der königlichen Marställe eingespannt waren, mußten dreißigtausend Vorspannpferde gestellt werden. Während der Fahrt, die zwölf Tage in Anspruch nahm, scheint an den strengeren Hofzeremoniell festgehalten worden zu sein, denn der Bruder des Kurfürsten, Markgraf Albrecht, mußte in einem Gewande aus Samt und mit großer Perücke auf dem Bock des Wagens der Kurfürstin die Rolle des Kutschers übernehmen. Und als König Friedrich I. im Jahre 1702 nach Kleve reiste, standen auf jeder Station für sein unmittelbares Gefolge und sein Gepäck 500 Pferde, für den Nachtrab 900 bereit.

Friedrich Wilhelm I. reiste meistens mit kleinem Gefolge, aus Sparsamkeit und um die Wege schneller zurücklegen zu können. Von Berlin nach Königsberg fuhr er in vier, von Berlin nach Kleve in drei Tagen; wenn Vorspann nöthig war, bezahlte er gut, Frohnfuhren verlangte er niemals. Auf Reisen ins Ausland liebte er strenges Inkognito. Bei besonderen Gelegenheiten hielt auch er es für geboten, unterwegs königliche Pracht und Freigebigkeit zu zeigen. Als er im Mai 1730 einer Einladung zu dem berühmten Lustlager bei Mühlberg nicht weit von Dresden Folge leistete, bestand sein Gefolge aus zweihundert Personen; beim Abschied erhielten verschiedene Herren des sächsischen Hofes goldene Medaillen imWerthe von 150 Dukaten, für die Offiziere ließ Friedrich Wilhelm 30,000, für die Soldaten 70,000 Gulden zurück. Auf einer Reise, die er im Jahre 1732 nach Böhmen unternahm, um dort mit Kaiser Karl VI. zusammenzutreffen, ließ er sich abermals nicht lumpen. Wer nur die geringste Aufwartung bei ihm gehabt, wurde reichlich beschenkt, die Postmeister jeder Station erhielten, wenn man dem nicht ganz zuverlässigen Pöllnitz glauben will, hundert Dukaten, die Postillone fünfundzwanzig. Aus den Vorschriften, die Graf Seckendorf, der kaiserliche Gesandte am Berliner Hofe, im Auftrage seiner Regierung den schlesischen und böhmischen Kreisbeamten für die Anahme und Bewirthung desKönigs ertheilte, ersieht man am besten, unter welchen Umständen dieser sich am wohlsten fühlte. „Wegen der für die königliche Tafel zu liefernden Lebensmittel sind insbesondere allerhand Flußfische und Krebse, so Sr. Majestät lieben, nebst dem Fleisch anzuschaffen. Zum Getränk wird vornehmlich für einen guten alten Rheinwein, aber auch für Branntwein und Weißbier zu sorgen sein. Wo möglich, ist des Mittags Ihrer Königlichen Majestät allzeit in Scheunen, Zelten oder Gartenhäusern, wo es sehr luftig, die Tafel anzurichten. Das Nachtquartier lieben Ihre Majestät ebenfalls in Gartenhäusern oder Scheunen, weil Königliche Majestät nicht gern sind, wo es warm ist, und außerdem nicht wohl hohe Stiegen steigen können."

Friedrich der Große war auf Reisen ebenso anspruchslos wie sein Vater, in Dörfern nahm er am liebsten sein Nachtquartier bei den Pastoren, ein Zimmer mit einem Bett, einem Armstuhl und einem Tisch genügte ihm. SeinemWirthe zahlte er jedesmal für ein so bescheidenes Nachtlager 100 Thaler und war schon aus diesem Grunde unter den meisten Dächern ein sehr willkommener Gast. Sein ganzer Reisezug bestand nur aus zwei Wagen, seinem eigenen und dem sogenannten Schatullenwagen mit dem Schreiber und dem mitgenommenen Reisegelde. Friedrich bediente sich angeblich während seiner ganzen Regierung immer desselben Reisewagens, der ihm keine Reparaturkosten verursachte. Wenn eineAusbesserung nothwendig war, unternahm man sie ohne sein Wissen und ohne sie ihm direkt in Rechnung zu stellen, da er alle Kosten solcher Art für Spitzbüberei erklärte. In diesem alten, großen und schwerfälligen Wagen legte der König bei seinen jährlichen Reisen durch die Provinzen, wenn er es eilig hatte, angeblich zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen täglich zurück; man spannte zwölf Pferde vor, für den Beiwagen wurden sechs als genügend angesehen.

Wie für Privatleute, so waren in früheren Jahrhunderten unter ungünstigen Umständen auch für fürstliche Personen längere Reisen mit Entbehrungen und Unbequemlichkeiten verknüpft, von denen unsere Zeit sich mit ihrem raffinierten Reisekomfort nur schwer einen Begriff machen kann. Auf der Reise der mit dem späteren Kaiser Ferdinand III. verlobten spanischen Prinzessin Maria Anna nach Wien mußten sie und ihre Begleiterinnen sich eines Nachts mit einem Quartier begnügen, durch dessen schadhaftes Dach der Schnee dicht auf ihre Betten und Tische fiel. Graf Khevenhüller, der mit zum Gefolge gehörte, berichtet in seinen Reiseaufzeichnungen, eines Tages sei der Damenwagen bei bösem Wetter auf freiem Felde stecken geblieben, so daß er und zwei andere Herren die Prinzessin hätten heraustragen müssen. Erst um Mitternacht sei sie in ihrem schlechten „Logament" angelangt, das Gefolge wäre zum größten Theil ohne Speise und Trank die ganze Nacht auf dem Wege liegen geblieben. — Die „gute" alte Zeit!

Ein Mann hinterließ seiner Frau, die ihn vor Jahren verlassen hatte, $2000; vermutlich als Dank dafür, daß sie ihn von ihrer Gegenwart befreit hatte.

* * *

Mancher sieht es für das Ende der Welt an, wenn sich ein Bretterzaun vor ihm erhebt, über den er nicht hinwegsehen kann.

Henry's Platz.

Henry Grohmann, Eigenthümer.

Liefere Getränke in Groß- und Kleinhandel in jeder gewünschten Quantität. Empfehle meine vorzüglichen Getränke und Cigarren. Das berühmte

Storz Bier

stets an Zapf.

Es bittet freundlichst um geneigten Zuspruch

Henry Grohmann.

Edward Renard, Präsident. F. H. Crahan, Vize-Präsident.
C. H. Mason, Kassirer.

Citizens State Bank.

Kapital $20,000.00 • Ueberschuß $15,000.00

Ist ausschließlich von Knox County Leuten geeignet und betrieben.

Kann irgend etwas im Bankwesen verrichten. Machet hier den Versuch.

Wir machen Farm-Anleihen auf lange Zeit und zu niedrigen Zinsen.

Saunders-Westrand Co.

Früher Westrand & Sons Elevator.

Kauft Getreide jeder Art, sowie Vieh, zu den höchsten Marktpreisen und ersucht den Farmer um die Gelegenheit, ihm Angebote auf seine Verkaufsprodukte zu machen.

Nick. Paper, Geschäftsführer.

Martin C. Peters,

Deutscher Land-Agent.

Ich kaufe und verkaufe Land in Nebraska, Nord- und Süd-Dakota und der Pan-Handle-Gegend, Texas. Lasset mich eure Farmen zum Verkauf übernehmen.

Länder in Knox County, Nebr., meine Spezialität.

Sprechet vor oder schreibt, wenn ihr etwas in diesem Fache wünschet.

Martin C. Peters.

Bloomfield, • — • Knox County, • • Nebraska.

C. R. Sumner

hat von Isaac Dowty

die

City Dray Line

erworben und empfiehlt sich dem Publikum als Fuhrmann.

Drei Wagen stets bereit, Eure Wünsche zu besorgen.

C. R. Sumner.

Bloomfield Germania

ist unter dem Deuschthum Knox Countys wohl verbreitet und lohnt es sich, dieses Wochenblatt für Anzeigen zu benutzen.

Accidenz-Arbeiten

werden prompt und geschmackvoll ausgeführt.

Man adressire

Die Germania, Bloomfield, Nebr.

Achtung, Farmer!

Die vorzüglichen Produkte der Columbia Hog & Cattle Powder Co. sind bei mir vorräthig. Nebst dem bewährten Mittel für die Vorbeugung von Viehkrankheiten verkaufe ich auch das „Tip" obiger Co.

Diese Produkte sind auch in Joh. Grohmann's Saloon vorräthig.

Henry Hohnholt,

4 Meilen nördlich und 3 Meilen westlich von Bloomfield.

The City Meat Market

Ludw. Volpp, Eigenthümer

Rindfleisch, Kalbfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Schinken, Geflügel, Austern, frische und geräucherte Fische und viele andere Zuspeisen, welche eine Mahlzeit vollkommen machen.